

**Zeitschrift:** Neues Berner Taschenbuch  
**Herausgeber:** Freunde vaterländischer Geschichte  
**Band:** 35 (1929)

**Artikel:** Briefe Ludwig Lindts an Jeremias Gotthelf  
**Autor:** Wäber, Hedwig  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-129983>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 29.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Briefe Ludwig Lindts an Jeremias Gotthelf.

Herausgegeben von Hedwig Wäber.

---

Verwandtschaftliche Beziehungen und der gemeinsame Beruf verbanden den Pfarrer der neugegründeten reformierten Gemeinde in Solothurn, Ludwig Lindt, mit Albert Biziüs, seinem Amtsbruder in Lützelslüh. Dazu waren Ludwig Lindt und seine Gattin, Caroline, geborene Elias, und deren Mutter große Verehrer der Werke Jeremias Gotthelfs<sup>1)</sup>. So geben uns die Briefe Ludwig Lindts an den um elf Jahre älteren Freund und Vetter nicht nur Auskunft über das Familienleben im Solothurner und Lützelslühser Pfarrhause, sie erzählen auch von den politischen Ereignissen der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und gewähren Einblick in das literarische Schaffen des großen Menschenkenners und Dichters.

Ich habe von den Briefen drei ganz weggelassen: nämlich den Gratulationsbrief zur Geburt von Zetti Biziüs, vom 12. November 1834, den Kondolenzbrief zum Tode von Frau Pfarrer Biziüs-Köhler, der Mutter Gotthelfs, vom 22. Juli 1836<sup>2)</sup>, und endlich noch einen Brief vom 5. Juli 1850, in dem Lindt den Freund um den Heimatschein

eines Pfarrkindes bittet und zugleich von einem beabsichtigten Besuche seiner Gattin in Lützelschlüch spricht. Die übrigen Briefe habe ich, soweit sie nicht von allgemeinem Interesse sind, gekürzt, auch die häufig ähnlich wiederkehrenden Schlusswendungen nicht immer gebracht. Die oft vorkommenden unmöglich verständlichen Abkürzungen, wie sittl. = sittlich, rel. = religiös, Nat. = Natur u. a. habe ich ohne weiteres ausgeschrieben, im übrigen Lindts Orthographie beibehalten. Von mir beigefügte Wörter und Zahlen habe ich in runde Klammern gesetzt. Die Zitate aus Gotthelfs Werken zitiere ich nach der großen Gotthelfausgabe von Hunziker und Bloesch.

An erster Stelle bringe ich den einzigen erhaltenen anmutigen Brief von Frau Pfarrer Lindt, dessen Datum ich an den Ausgang der dreißiger oder Anfang der vierziger Jahre — nach dem Erscheinen des „Bauernspiegel“ und vor demjenigen von „Uli der Knecht“ setze, und lasse hierauf die Briefe Ludwig Lindts folgen.

Aufs verbindlichste sei an dieser Stelle allen gedankt, die mich durch ihren Rat und ihre Auskunft unterstützt haben, vor allem danke ich Herrn Bundesarchivar Professor Dr. Türler herzlich für seine freundliche Hilfe. Für die Ueberlassung der Briefe von Ludwig und Lina Lindt aus dem Gotthelfarchiv der Stadtbibliothek in Bern spreche ich den Herren Dr. Hans Bloesch, Oberbibliothekar an der Stadtbibliothek in Bern, und Herrn Professor Dr. Rudolf Hunziker in Winterthur meinen wärmsten Dank aus.

1.

Lina Lindt an Albert Biziüs.

Mein lieber Vetter,

Soeben habe ich Ihren lieben, freundlichen Brief erhalten, der mir eine außerordentliche Freude gemacht hat, obwohl, mein lieber Vetter, ich zu bescheiden bin, zu denken, daß diese freundliche Attention nur mir allein gilt. Es hat mich aber um so mehr gefreut, denn ich bin von Fr. v. Wattenwil<sup>3)</sup> so entzückt, und Sie ist mir so unendlich theuer geworden, daß, was man Ihr thut, mir doppelt gethan ist. — Ich freue mich so sehr, wenn Sie dieses liebe, herrliche Wesen näher kennen lernen, daß ich alles anwenden werde, um das freundliche Projekt, Sie zu besuchen, auszuführen.

---

Dieser freundliche Ausflug nach Burgdorf und Ihre liebe Erscheinung war für uns wie ein lieber Traum aus dem man nicht so bald erwachen möchte, und bei der schönen Heimfahrt waren Sie der Stoff unserer Unterhaltung, und wenn wir andern Menschenkindern von Heu, Kartoffeln und Bergen sprachen, so fuhr uns dann unsere Gefährtin darein: „e nei so geistliche Auge! und so ne fründliche Mönsch!“ usw. usw., sonst werden Sie doch gar zu eitel, mein lieber Herr, und das muß man Eurer lieben Frau und Schwestern nicht zu leide thun, aber von etwas Anderem als von Jeremias konnte man nicht reden. — Ich denke, es werde nicht lange mehr gehen, bis wir kommen, und wie sehr ich mich darauf freue, kann ich Ihnen nicht



Johann Ludwig Lindt  
nach einer Lithographie

sagen, und Sie werden gewiß ganz entzückt werden von diesem lieben, herrlichen Wesen.

Nehmen Sie, mein lieber, theurer Vetter, noch unsern herzlichsten Dank für Ihre freundliche Aufmerksamkeit, womit Sie uns so sehr erfreut haben; unsere herzlichsten Grüße Ihren lieben Damen<sup>4)</sup>, die ich mich sehr freue zu sehen.

Leben Sie wohl, lieber Vetter, bitte den Muth zu bewundern, den ich hatte, Ihnen zu schreiben, und behalten Sie ein Blätzchen ihn Ihrem Herzen für Ihre ergebene  
Lina Lindt.

### Briefe Ludwig Lindts an Albert Biziüs.

#### 2.

Solothurn, d. 4. Febr. 1842.

Lieber Albert,

Hättest Du mir nicht so dringend eingeschärft, Dir nicht zu schreiben, bis wir Dein neues Produkt u. zwar gemeinschaftlich durchgelesen hätten, ich würde nicht so impertinent lang gewartet haben, um Dir dafür unsern allseitigen Dank abzustatten. Aber nun ging's so lange, bis wir zum Lesen kamen... u. nun vorgestern und gestern Abends endlich uns an Deinen Sylvesternachttraum machen konnten<sup>5)</sup>. Ich habe mich noch an sehr vieles darin erinnert, von dem Manuskripte her, das Du früher in die „Alpina“ einsenden wolltest<sup>6)</sup>. Ein eigentliches objektives Urtheil kann und will ich nicht darüber fällen, da ich zu sehr Idiot in diesem Fache bin, als daß ich mir so etwas erlauben dürfte; ich will Dir daher nur sagen, welchen Eindruck es

auf mich gemacht hat, wobei Dir dann freigestellt ist, dasjenige, was bloß von meiner partikularen Objektivität abhängt, von dem objektiven Gehalt abzuziehen. Das Schriftchen hat mit allen Deinen übrigen Produkten das gemein, daß, wenn man es einmal angefangen hat, man nicht aufhören kann, bis man fertig ist, u. diese Gewalt war mir bei diesem Schriftchen um so auffallender u. kam mir um so zauberhafter vor, als ich zufolge meiner prosaischen Natur sonst nicht Liebhaber von solchen Phantasiestücken bin. Diese Gewalt kann ich nichts anderem zuschreiben, als der ungemeinen Treue u. Wahrhaftigkeit in der Schilderung der menschlichen Zustände, wodurch Du uns, ohne doch gerade mit dem Finger zu zeigen, doch in die innersten Falten des Herzens blicken lässest. Gerade das klein u. unbedeutend scheinende im Leben, was man gewöhnlich nicht beachtet, u. worin sich eben deswegen das menschliche Herz am leichtesten verräth, hebst Du hervor, ohne daß man doch eine Absichtlichkeit dabei bemerkt. Du sprichst aus, man man selbst längst gefühlt, aber sich nicht klar ausgesprochen hat, u. so kommt es, daß der Leser nicht recht weiß, ob Du oder er den Gedanken zuerst gehabt habe. Und das ist, wie ich glaube, das ganze Geheimniß des Reizes eines Schriftstellers. Auch darf man nur die Leute über Deine Werke reden hören, um dies Urtheil bestätigt zu finden. Sie sprechen nämlich (ich meine nicht die, denen Deine Schriften zu unchristlich sind), immer so, als ob sie auch einigen Theil hätten an dem Verdienste derselben, indem Du nur ihre Gedanken ausgesprochen habest. Man könnte

die hinreichende Gewalt Deiner Schriften auch von der Lebendigkeit der Sprache u. dem Reichthum der Bilder ableiten; aber ich sehe diese beiden Eigenchaften eher als eine Folge des schon berührten beneidenswerthen Talentes an, auch auf das Kleinste zu merken, u. im Unbedeutendsten etwas Bedeutsames zu finden, was natürlich den Reichthum an Gedanken u. Bildern ungemein vermehrt. Was nun die verschiedenen Zweige Deiner Schriftstellerei betrifft, so habe ich an den rein historischen Schriften mehr Freude gehabt, als an diesem Traume, da mir die Prosa der Philosophie wie Blei an den Füßen hängt u. mir den Flug in die höhern Regionen nicht gestattet. Bei der Schilderung von diesen kamen mir immer die Hegelschen Kategorien vom Endlichen u. Unendlichen usw. in den Sinn, u. diese stumpfen der Phantasie die Flügel. Ganz entzückt hat uns hingegen Alle, die Frauen, das Hausgesind u. mich vor allen, Dein Uli<sup>7</sup>). Solche reine Objektivität, wo die Thatsachen allein sprechen u. uns ein so anschauliches Bild der Menschheit in ihrer Größe u. ihrer Schwäche geben, das ist nach meinem Sinn. Und was mir am besten darin gefällt, ist, daß Du nicht Schaafe u. Böcke von einander scheidest, sondern jedem eine Dosis Schafss- u. eine Dosis Bocksnatur zutheilst, daß Du, gerade wie Shakespeare, auch in den schlechtern Kerls das menschliche erkennen u. in den Besten den Teufelssparren merken lässest, welches beides nur in den äußersten Extremen beinahe unkenntlich wird, u. endlich, was mir besonders meisterhaft scheint, daß Du das Böse meistentheils so schilderst, daß man

darin nur das verzerrte Gute erkennt. Schon um deszwillen ist es klar, daß Dein Uli unchristlich sein muß, denn bei denen, welche das Monopol des Christenthums haben, muß alles, was der Mensch thut, grundschlecht sein, u. wer ihn mithin so schildert, daß man in ihm trotz aller seiner Fehlern doch noch den guten Grund des wahrhaft menschlichen lieben u. achten muß, ist selbst ein Unchrist. Ferner gibt es für diese christlichen Herren nur Engel u. Teufel, u. wer nun Mittelwesen beschreibt wie Du, ist ein Unchrist. Endlich ist ja nur ein Christ, wer die Missionsstunden besucht u. Traktätschen liest, da nun nichts von dem im Buche vorkommt, ist u. bleibt Dein Uli ein Unchrist.

Doch nun will ich Dich mit meinen ästhetischen Urtheilen nicht länger behelligen, empfange lieber nochmal unser Aller besten Dank für Deine Gabe. Die Frau läßt Dir sagen, Du sollest doch ja bald wieder etwas herausgeben. Sie, die sonst mit den Hühnern z'Gädel geht<sup>8)</sup>, ließ es diesen Winter, wenn der Uli auf dem Tapet war, oft 11 Uhr werden u. hätte das Schlafen ganz vergessen, wenn ich noch länger Atem gehabt hätte. Und nun laß Dich, Deine Frau u. d. Kleinen von uns Allen herzlich begrüßt sein.

Dein L. L.

3.

Soloth. d. 3. März 1843.

Lieber Albert,

Endlich schicke ich Dir hier mit vielem Danke den lange behaltenen Burdach zurück, aus dem ich, was

mirch am meisten interessierte, genommen habe.... Es war mir nur um einige Paragraphen der Psychologie hauptsächlich zu thun. Er hat mir sehr gut gefallen, sowohl der Gründlichkeit, als der Verständlichkeit wegen<sup>9)</sup>.

Auf Deinen letzten lieben Brief habe ich Dir schon längst antworten wollen, bin aber aus folgendem Grunde nicht dazu gekommen. Zents<sup>10)</sup> Benehmen, das Du mir in dem Letzten schildertest, hatte mich taub<sup>11)</sup> gemacht, u. ich hatte mir vorgenommen, mit ihm darüber zu sprechen. Dieses verschob ich immer von einem Tage zum andern, ... bis ich vor einigen Wochen den ersten Correkturbogen von Hansli<sup>12)</sup> erhielt. Nun dachte ich, Ihr habt die Sache ins Reine gebracht u. wollte nichts mehr darüber gegen Zent erwähnen und corrigire nun drauf los, heute habe ich den 4. Bogen gehabt. Das ist wieder ein kostliches Ding; ich kann kaum die neuen Bogen erwarten. Wenn die Geschichten nicht zum Weinen wäre, man müßte sich todt lachen. Auch die Frau verschlingt einen Correkturbogen nach dem andern u. kann nicht warten, bis das Ganze fertig ist. Besonders dankbar bin ich Dir für den rührenden Brief des Vikari<sup>13)</sup>. Liegt demselben etwas Historisches zu Grunde, oder ist er ein im Geiste der Zeit gebildeter reiner Mythus? Das Postscriptum wenigstens ist fast wörtlich aus dem im Intelligenzblatt vor einigen Wochen abgedruckten Briefe eines frommen Frutigers in Amerika, ich erinnere mich nicht mehr, ob er ein Missionär oder ein anderer Narr ist. Du wirst Dir aber wieder eine rechte Meute auf den Hals ziehen. Das ganze Ding ist so

interessant, daß ich meinen Kopf nicht dafür einsetzen will, wenn mir etwa ein Fehler durchschlüpft.

---

Nun grüße mir bestens Frau und Kind, auch meine Frau hat mir viele Grüße aufgetragen.

Dein L.

4.

Soloth. d. 3. Nov. (18)43.

Lieber Albert,

Längst schon hatte ich das Projekt zu einem Briefe an Dich gemacht, um Dir den dankbaren Empfang des Thorbergers anzuzeigen<sup>14)</sup>. Ich wollte es aber immer aufsparen, bis ich nach gemachter Bekanntschaft Dir mein Urtheil darüber abgeben könnte. Diese Bekanntschaft hat sich nun aber immer verschoben, weil nämlich das Bändchen auf allgemeines Verlangen zum Vorlesen in England bestimmt worden ist. Wo aber 4 u. mit dem meinigen 5 Weibervölker zusammen kommen sollen, von denen bald das Eine Kopfweh, das Andere den Schnupfen hat, da muß es gut Wetter sein, wenn es sich für alle schicken soll, zuzuhören. Und so sind wir denn bis dato noch nicht zum Lesen gekommen, u. mir ist's streng verboten, es zum Voraus zu lesen, damit ich beim Vorlesen nicht etwa weniger gewundrig sei als die Andern. Somit muß ich's für diesmal bei dem bloßen Danke bewenden lassen<sup>15)</sup>.

Mit dem 4. Bändchen geht es rasch, ich habe soeben den 4. Bogen durchgenommen; der dritte war schon fertig, als ich Deinen Brief erhielt, so daß

eine Correktur in Betreff des Liebeszankes auf demselben nicht mehr möglich gewesen wäre. Wenn dann die zweite Zankerei erscheint, werde ich zur Vergleichung den 3. Bogen reklamiren. Ich kann übrigens Deine Skrupeln in Betreff einer solchen Wiederholung nicht theilen; denn bekanntlich bildet eine solche wiederholte Zankerei, wem eigentlich mehr am Anderen gelegen gewesen, einen Hauptstoff der Unterhaltung der Liebenden. — Ich glaube daher nicht, daß sich jemand an einer solchen Wiederholung stoßen würde, insofern nur ein wenig an der Form geändert wird. Ueberhaupt weiß ich nicht, warum Du über dieses Bändchen ein so ungünstiges Urtheil fällst, wenn das folgende den 4 ersten Bogen entspricht, so gibt es eines Deiner anziehendsten Produkte, wie ich denn schon oft den ersten Theil der Erzählung dem Uli an die Seite habe stellen hören. Man sollte einem Schriftsteller, was er einmal geschrieben hat, gleich wegnehmen, damit es ihm aus dem Sinne komme, denn je länger er sich damit abgibt, desto weniger genügt es ihm.

---

Hast Du meinen Widersacher Kistler gesehen? Meine Antwort ist in Bern u. sucht einen Verleger, weiß aber nicht, was mit ihr vorgeht. Sie wird wohl noch mehr Aergerniß geben als die frühere, u. dürfte leicht zu weitern Händeln führen. Krieg ist besser als fauler Friede<sup>16</sup>).

Dein L.

Heil. Dreikönigstag, d. 6. Jan. (1844)

Lieber Albert,

Ob schon durch keine Dichter und wandernde Prosaisten in meinen Geschäften gestört<sup>17)</sup>), bin ich doch nie dazu gekommen, meine Briefschulden im alten Jahre abzutragen. Längst habe ich Dir melden wollen, warum ich an Geld und Geist in dem Gespräch der Verliebten nichts geändert habe. Ich konnte nämlich durchaus nicht finden, daß eine überflüssige Wiederholung vorfände. Doch da bekanntlich die Weibssonen in solchen Stücken feinere Nasen hat als unser Einer, so habe ich auch ihr die fraglichen Stücke zur Begutachtung vorgelegt, u. von ihr die Bestätigung meines Urtheils erhalten. Wir sind nur ärgerlich, daß Du unsere Neugierde noch mehr gespannt hast<sup>18)</sup>.

Deinem Wunsche gemäß habe ich nun in Anne Bäbi II vom 20. Bogen an das Manuscript durchgegangen u. mich an der Behandlung des Vikars kostlich erbaut; ich hätte Dir um den Hals fallen mögen. Ja, gerade so sind sie. Vom Datum ihrer Konsekration an beginnt, wenn nicht die Weltgeschichte, so doch das Reich Gottes; da muß gewelt verbessert sein u. wenn sie nichts anderes thun können, so muß der arme Pfarrer dran.

---

Was mich so ungemein freut, ist, daß diese Ohrfeige, die Du den frommen Herren gibst, die von mir dem Kistler applicirte bekräftigt. Ich habe mir bereits erlaubt, den Brief des Vikari im ersten

Band<sup>e</sup><sup>13)</sup> zu citiren. Nächster Tage wird das Ding endlich erscheinen. Du wirst zwar daraus ersehen, daß „mein Gang auch nicht der Deinige ist“<sup>18)</sup>. Du wirst mehrerem nicht bestimmen, aber in der Opposition gegen die Vikari und Comp. sind wir einig.

---

Doch ich will jetzt nicht von meinem, sondern von Deinem Produkte sprechen. Ich bin also mit Deiner Vikari-Behandlung durchaus einverstanden; das Bild ist so ähnlich wie ein Daguerreotyp. Wenn ich eine Aenderung vorschlagen darf, so wünschte ich, daß Du statt des Zusatzes No. II das Alte stehen ließest, da wo Anne Bäbi den Vikar für den Landjäger ansieht. Im Context hast Du die Personen redend eingeführt, während Du in dem corrigirenden Zusätze nur erzählst, u. wo die Personen sprechen, Dich der indirekten Rede bedienst<sup>19)</sup>. Ich finde nun, die Anschaulichkeit u. Lebendigkeit habe durch die Correktur verloren. So wie es zuerst stand, ist es wirklich schauerlich zu lesen, indem man wie ein Zuschauer selbst noch errathen muß, was Anne Bäbi meint, während der trockene Bericht in der Correktur, wie Anne Bäbi den Vikar verstanden habe, der Darstellung die Anschaulichkeit raubt. Ueberhaupt ist mir aufgefallen, wie Du in Deinen Schriften die indirekte Rede liebst u. dieselbe lange Zeit festhältst. Mir scheint sie aber nur in ganz kurzen Reden anwendbar, während sie mir in längern ermüdend vorkommt u. auf jeden Fall nicht so lebendig in die Scene einführt, wie die direkte. Es scheint mir übrigens wenigstens in den durchlesenen Bogen, in dieser Schrift weniger als früher

von der indirekten Rede Gebrauch gemacht zu sein. Mit dem Inhalte bin ich wie gesagt ganz einverstanden, nur wirst Du aus meinem Schriftchen sehen, daß ich in der Gnadenlehre anderer Meinung bin. Soll ich nun das Manuscript Tent zurückschicken oder Dir? Soll ich im erstern Falle die erwähnte Correktur anbringen, oder vielmehr das Alte herstellen? Melde mir's bald.

---

Dein L.

6.

Soloth. d. 28. Febr. 1844.

Lieber Albert,

Endlich komme ich dazu, Deinen Brief vom 16., der mich seiner Freimüthigkeit wegen sehr gefreut hat<sup>20)</sup>, zu beantworten. Wären zwar meine Nerven nicht so ziemlich gut conditionirt, so hättest Du mir beinahe Angst machen können mit Deiner drohenden Weißagung des fürchterlichsten Zornes der Berner Philisterwelt. Allein meine gute Natur hat bald über die Angst gesiegt u. in der Ueberzeugung von meinem guten Rechte bin ich gleich den Tag nach Empfang Deines Briefes noch bestärkt worden durch den Bericht der Missionsgesellschaft, den mir Rhz<sup>21)</sup> hat zukommen lassen, da ich dieses Jahr keinen von der Gesellschaft selbst erhalten habe. Ich muß bekennen, ich hatte mir die Philisterei in Bern nicht so arg vorgestellt, wie Du sie in Deinem Briefe herausstellst, aber der Bassus in Wyzens Missionsbericht, der mein erstes Schrift-

chen betrifft, hat Dein Urtheil vollkommen bestätigt<sup>22</sup>); allein gerade das ließ mich nur bedauern, nicht etwa das letzte Schriftchen geschrieben, sondern nur nicht noch derber die Hundspeitsche angewendet zu haben. Dass die Kultur in Bern in solchem schlechten Kredit stehe, dass sie als gleichbedeutend gilt mit Brannweinsaufen u. dergl. u. dass selbst ein ehemaliger Professor der praktischen Theologie unter dem wahrhaft menschlichen Lebensgenuss nichts anders denken kann als essen, trinken u. fröhlich sein; — das hätte ich mir in der That nie geträumt. Aber nun fragt es sich, sollen wir um solcher schuftigen Kerle wegen nichts von Kultur reden? sollen wir, wenn wir etwas sagen oder schreiben wollen, immer in Bern anfragen, ob es ihnen so gefalle? sollen wir uns von solchem Gelichter wie Buben behandeln lassen, ohne etwas zu erwidern? Das kann nicht Deine Meinung sein... Ans Fressen wird's einstweilen noch nicht gehen, u. am Ende bist Du auch nicht der, der aus Furcht, man könnte ihm etwas übelnehmen, das Maul hält.

Eine andere Frage ist, ob mein Schriftchen nicht Unheil stiften könne u. zur Begründung Deiner daherigen Furcht gibst Du mir einige Musterchen der Culturstufe des Volkes, die allerdings stark sind. Aber auch hierüber kann ich Deine Besorgnisse nicht theilen. Erstens nämlich wird das Schriftchen gar nicht unter das Landvolk kommen, das Du doch besonders im Auge hast; weiter als auf die Stadt Bern u. die Pfarrhäuser wird es sich nicht verbreiten; wer also dasselbe zu lesen bekommt, hat gewiss derartiges schon mehr gesehen, es wird da-

her gewiß keiner dadurch in seinem Glauben wankend. Und wer etwa durch das im Schriftchen ausgesprochene Prinzip der Autonomie zum Leichtsinn verführt werden möchte, der wäre auch unter dem der Heteronomie kein Heiliger geblieben. Allerdings würde ich, wenn ich auf das Landvolk hätte Rücksicht nehmen können, manches, z. B. die krit. Bemerkungen über die Bibel, weggelassen haben; allein ich finde, man nimmt eben auf die Klasse von Leuten zu wenig Rücksicht, die einen wissenschaftlichen Beruf treiben, u. durch ihre Bildung über den kindlichen Glauben an den Bibelbuchstaben hinaus sind.

---

Was nun diejenigen betrifft, die, wie Du Dich treffend ausdrückst, nur die Sau im Leibe haben, so weiß ich nicht, wo wir die Zauberformel zu deren Austreibung finden werden. Wenn man sie durch ein ihr fremdes Gesetz bändigen will, u. ihr alle Biere zusammenbinden, sie bleibt dennoch eine Sau. Aber sie wird doch wenigstens nichts schaden, wirfst Du sagen; allein gegen das Schaden sollen uns Polizei und Gesetze schützen. Vielleicht richtet man doch noch mehr aus, wenn man in einem solchen, in welchem wirklich nichts als die Sau steckt, doch in seiner Behandlung u. Belehrung statt der Sau den Menschen wenigstens voraussetzt...

Für Deinen wohlgemeinten Rath, Predigten herauszugeben, dank ich sehr; aber wenn Du eine meiner Predigten hören solltest, Du würdest denselben bald bereuen... Und dann gar Romane schreiben, ich, der ich eine Phantasie habe wie ein

Käfers §<sup>23</sup>). Zu anderem als zu kritischem werde ich mich nie herbeilassen.

Dein L.

7

Sołothurn, Montag d. 16. Nov. (18)46.

Lieber Albert,

Soeben ist Dein Jakob auf seiner Wanderfahrt bei uns eingefehrt u. bringt mir Deinen freundlichen Brief; daß beide herzlich willkommen waren, brauche ich nicht zu sagen<sup>24)</sup>... Es freute mich besonders, gute Nachrichten von Dir u. den Deinen, so weit Du deren erwähnst, zu erhalten, wenn auch die über die gegenwärtige Noth nicht erbaulich lauteten. Es muß in der That bei euch bedeutend schlimmer aussehen, als bei uns. Hier sind die theuersten Erdäpfel meines Wissens 55 Batzen der Sack. Bettler gibt es zwar genug, aber meistens nur fremdes Gesindel u. nicht in der Masse<sup>25)</sup>. Es hat aber bekanntlich hier alles einen kleineren Maßstab als bei Euch u. ich bin's zufrieden. Ich habe mich überhaupt seit einem Jahre glücklich geschäfft, hier u. nicht im glorreichen Lande Bern zu wohnen. Wenn schon dieser Felber in seinem Blatte den Gnädigen in Bern schön thun u. den Balg streichen muß<sup>26)</sup>, so ist deswegen die Sympathie der hiesigen Wortführer mit den bernesischen nicht sehr groß, u. es geht wohl jetzt nicht leicht in einem Kanton ruhiger u. ordentlicher zu als hier. Der Grundsatz der hiesigen Regierung, nicht zu viel zu regieren u. ein wenig den

Köhli walten zu lassen<sup>27</sup>), paßt zu dem bekannten, gutmüthigen, leichtsinnigen Solothurner Charakter. Ich habe soeben in den heutigen Bernerblättern erbauliche Geschichten von Bern gelesen. Wie Fünf nicht nur von Stämpfli sich mußte aushundsen lassen, sondern auch eine Serenade von den Studenten erhielt. Die Sache gefällt mir, weil man doch jetzt erfahren muß, ob die Regierung oder Snell u. Volksvereine Meister sei. Kann sich jene standhaft behaupten, so bin ich zufrieden. Denn wenn am Ende nur eine Regierungsgewalt da ist, heißen die Regenten wie sie wollen, insofern wir nur nicht mehr unter den Klauen der Clubs sind<sup>28</sup>).

— — — — —  
Diesen Abend haben wir wieder ästhetischen englischen Thee, wo Jeremias Gotthelf, Dein Erstgeborener, gelesen wird<sup>29</sup>), wenn man nicht vorziehen sollte, sogleich Bekanntschaft mit dem Neuangekommenen zu machen. Das Vorlesen ist nicht ganz leicht, da ich die Bernerausdrücke meistens ins Deutsche übersezen u. Einiges, was für englische Ohren etwas derb klingen würde, verschlirggen muß. Man findet aber große Freude an dem Ding.

— — — — —

Dein L. L.

8.

Solothurn, d. 19. Oct. (18)47.

Lieber Albert,

Eure Bäume müssen gewiß noch mehr u. Besjeres tragen, als nur Apfel u. Birnen, wie die unsrigen, denn nach dem Pack von Büchern, das

Du mir gesendet, sollte man fast glauben, Du schüttelst solche Dinger auch nur von den Bäumen<sup>30</sup>). Ich sage tausendmal Dank dafür... Ich freue mich schon auf den Genuss, den mir u. Andern Uli u. Comp. bereiten werden. Er wird einem hoffentlich die Gedanken ein wenig vom ärgerlichen Kriegslärm ablenken, wenn nicht Einquartirung die Aufmerksamkeit darauf hinlenkt<sup>31</sup>). An solcher werdet ihr wohl bald keinen Mangel leiden, die Euch den Apfelsegen werden verdünnern werden, ob schon es nicht nöthig sein wird, durch zu vieles Obst eine Darmfunktion befördern zu helfen.

Diesen Augenblick befindet sich meine Frau wahrscheinlich zwischen Lausanne u. Peterlingen auf der Reise. Sie hat nämlich Elise nach Bivis begleitet u. ihm dort Gesellschaft geleistet<sup>32</sup>). Sie wollten den ganzen Monat dort bleiben, u. nun hat sie der verdammte Krieg früher weggetrieben u. heute sollen sie abgereist sein. Wenn sie etwa in Murten oder sonstwo angehalten werden sollten, so werden die 6 Stück Weibervolk ein hübsches Gezappel anfangen. Die Meinige ist noch die Kuraschierte.

---

Dein L. L.

9.

Solothurn, d. 5. Febr. (18)48.

Mein Lieber,

Der Witwe Delsfrüglein ist nur ein Narrending gegen Dein Gehirn<sup>33</sup>). Dort blieb nur immer gleichviel, was man auch daraus schöpste, während der Vorrath Deiner Phantasie sich mit jedem Erguss

noch vermehrt. Nun nicht nur ich, sondern die ganze lebende Welt dankt Dir bestens dafür. Ich werde die Käthi<sup>34)</sup> nun sogleich für mich lesen u. nicht zum gemeinschaftlichen Vorlesen aufsparen, wobei man immer durch allerlei Berzeten unterbrochen wird, was besonders diesen Winter geschieht...

---

Bei all dem Elend ringsum freute es mich desto mehr, von Euch her etwas Anderes als nur Klagen zu vernehmen. Du hast es übrigens sehr bequem, indem Du, wenn Dir etwas im Leib oder Magen herumrumort, sogleich ein Buch schreibst, das Dir wie Blätternpflastern wirkt. Ich muß es leider nur bei dem Lesen bewenden lassen, das nur die Wirkung homöopathischer Dosen hat. Um mich übrigens ein wenig aus der politischen und theologischen Atmosphäre herauszubringen, lese ich den berühmten Kosmos von Alexander v. Humboldt<sup>35)</sup>. Obwohl mir darin aus Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen, Manches nicht ganz klar ist, so ist doch der Eindruck des Ganzen wohlthuend. Daneben studire ich noch Lukens biblische Dogmatik, muß aber bekennen, daß mir dieselbe den Respekt vor Luk gewaltig herabgesetzt hat, u. daß ich, obwohl ich zum Vorauß wußte, daß ich nicht mit ihm übereinstimmen werde, doch wenigstens mehr erwartet habe... Ich glaube, man hat Luk keinen Dienst erwiesen, daß man das Ding herausgegeben hat<sup>36)</sup>. Ueberhaupt ist es besser, man mache es wie Du u. gebe selbst heraus, was ans Licht gehört, damit nicht Andere über die hinterlassene Beute herfallen u. veröffentlichen, was man in der vorliegenden



Lina Lindt-Elias  
nach einem Aquarell von Johann Friedrich Dietler,  
im Besitz von Dr. Rolf Lindt in Aarau

Gestalt gar nicht als den Ausdruck seines Geistes ansehen würde.

Dein L. L.

10.

Solothurn, d. 28. Dec. 1848.

Mein Lieber,

Der Bächter Uli hat mir heute Deinen herzlich willkommenen Brief gebracht u. Du sollst sowohl für den Boten als für den Brief den herzlichsten Dank haben<sup>37</sup>). Daß Du seit dem Kriegsstätterverein von mir nichts, desto mehr von der Frau vernommen<sup>38</sup>), ist nicht ganz, wie es sein sollte, wenn es wenigstens wahr ist, daß das die besten Frauen seien, von denen man am wenigsten spricht. Doch da Du sagst, Du hast nur Gutes von ihr vernommen, so will ich es mir gerne gefallen lassen...

Von dem Rumor in Bern habe ich nichts mehr gehört, als daß der Regierungs-Rath die Geistlichen decimiren u. uns in partibus nichts mehr zahlen will. Es freut mich, daß der erste Antrag von Stockmar ausgeht, u. daß er gerade mit dem zweiten zusammentrifft. Es dürfte doch dabei Manchem der Gedanke kommen, es wäre nicht übel, wenn wir bald eine Kirchenverfassung hätten, um uns nicht länger von einem bekannten Jesuiten in kirchlichen Angelegenheiten leiten lassen zu müssen. Es ist nur schade, daß sich auch gar keine Stimmen in dieser Angelegenheit erheben. Es hat mich schon oft gejuckt, etwas in den Beobachter zu senden. Aber dieses Blatt wird gerade von denen, welchen man

etwas jagen möchte, nicht gelesen, u. da es in conservativem Geruche steht, so würden Viele darin nur Aristokratie u. Pfaffentum sehen wollen. — In ein anderes Bernerblatt darf kein honetter Mensch schreiben. Vielleicht würde es am besten wirken, wenn etwas z. B. in der N. Zürcher Zeitung erschiene. Man schämt sich am meisten vor Urtheilen in fremden Blättern<sup>39)</sup>).

Deinen Bächter Uli werde ich sogleich zur Hand nehmen. Du sagst im Vorwort, man habe den „Knecht“ viel zu weltlich gefunden u. deitest an, man dürfte vielleicht ein entgegengesetztes Urtheil über den Bächter fällen. Es wäre mir verdammt leid, wenn ein Uli nicht die Fortsetzung des andern wäre. Der erste ist und bleibt mein Freund u. ich hoffe, der zweite werde ihm gleichen.

---

Dein L.

11.

Solothurn, d. 16. Febr. (18)49.

Lieber Albert,

Damit es mir mit dem Dr. Dorbach<sup>40)</sup> nicht gehe, wie mit Uli dem Bächter, daß ich nämlich vor dem Lesen desselben eine Bemerkung machte, die mich in Verdacht bringen müßte, Dich für einen Pietisten zu halten, habe ich denselben erst gelesen, bevor ich schreibe. Ich kann Dir daher sagen, daß Deine Vorhersagung meines Urtheils darüber nur halb oder wenigstens nur  $\frac{3}{4}$  in Erfüllung gegangen ist. Gelacht habe ich weidlich u. mich herzlich gefreut an der so naturgetreuen herrlichen Schilde-

rung des Doktors, sowie des Lengnauer-, Grenchner- u. Selzacher-Wizes. — Das Wirtshaus mit dem Balkon ist ja doch Selzach<sup>41</sup>). Man meint, die Kerls stünden leibhaftig vor einem. Geflucht habe ich nur ein ganz klein wenig u. zwar nur darüber, daß Du den Dr. nicht auf eine zwar prosaischere, aber, wie ich glaube, praktischere Weise mores gelehrt hast. Einer meiner sehnlichsten Wünsche ist nämlich der, daß das, was die Bieler in ihrer Adresse an den Bundesrath gedroht haben, nämlich die Volksjustiz an den Dorbachern auszuüben<sup>42</sup>), ausgeführt werde. Was nun leider in der Wirklichkeit noch nicht hat geschehen wollen, das hätte ich daher gerne wenigstens in der Idee ausgeführt gewünscht, so als Vorbild, wie es etwa in der Wirklichkeit geschehen sollte. Ich hätte daher lieber gesehen, wenn Du noch andere dieses Gelichters hineingezogen u. durch ihr Treiben den Zorn unserer Leute noch mehr angefacht hättest, bis es zu einer allgemeinen Staubausmachete gekommen wäre. Es möchte dieses vielleicht weniger poetisch u. ästhetisch gewesen sein, aber hätte nach meiner Ansicht noch besser gewirkt. Vor den Bürglerherren u. dem Wüthischer fürchten sich diese Galgenvögel nicht sehr, wohl aber vor Fäusten u. Stöcken, u. es wäre nicht unzweckmäßig, ihnen diese einmal mit ein Paar kräftigen Pinselstrichen vorzumahlen, wie Du es für den einzelnen Fall in Lengnau vortrefflich gethan hast. Dasselbe etwas verallgemeinert u. vollständiger durchgeführt — das wäre meine Idee. Ich kann zwar auch vorhersagen, Du werdest über mein Urtheil lachen u. fluchen zugleich, u. ich will daher

auch gerne gleich zugeben, daß meine Malice über die Kerls, die ich vielleicht besser als irgend einer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, mit dem ästhetischen belletristischen Geschmacke durchgegangen ist. Aber was kann ich dafür? Soviel von Dorbach, für den ich von ganzem Herzen danke, da er mir trotz dem für mich zu poetischen Schlusse herzliches Gaudium verursacht hat.

---

Grüße alle, ob groß oder klein, von der Frau  
und Deinem L.

12.

Solothurn, d. 25. Jan. (18)50.

Lieber Albert,

Endlich habe ich ihn herausgebracht, den Kommandanten von Dornach von (17)98. Es ist ein Lichem von Lüterkofen (Bucheggberg), der früher in fremden, ich glaube französischen Diensten stand. Über die Heldenthat selber ist mir aber nichts bekannt worden; es scheint aber, Du kennst sie schon genug. Oberamtmann war damals in Dornach ein Gerber, wenn Du den etwa für Deine Geschichte auch brauchen kannst<sup>43)</sup>). Hätte ich den Kommandanten früher erwischen können, ich hätte Dir auch schon meinen besten Dank spendirt für den 2. Band der Erzählungen<sup>44)</sup>), von denen ich bereits den Kurt von Koppigen genossen habe, u. zwar mit großem Gaudium namentlich die paar guten Hiebe auf unsere Solothurner. Sie sind es craché, sagt der Welsch. Wo hast Du aber auch alle die Detail-Kenntnisse von

der damaligen Beschaffenheit des Landes aufgetrieben, daß Du von all den kleinen Grundherren der Gegend, von Flumenthal u. Koppigen, Denz u. Halten p. p. zu berichten weißt? Es weckt beim Lesen eine eigene Empfindung, in einer sonst bekannten Gegend sich doch so fremd, oder in einer fremden Zeit sich so bekannt zu finden. Aber doch hät mich die näher liegende Beschreibung der Lümmel Majestät Michel u. die seltsame Magd noch mehr angesprochen; die letztere hat am Neujahrabend halb England unter Wasser gesetzt.

Was sagst Du zu der Bewegung im Kanton Bern? Ist zu hoffen, daß die Maiwahlen besser ausfallen werden? Ich denke doch zu einer etwas zahlreicheren Opposition werde man es bringen, denn sonst Gnäd Gott dem Lande und namentlich der Kirche. Erbärmlich ist's, daß N(eue) Z(ürcher) Z(eitung) u. Sol(othurner)blatt aus Furcht für die Seßel daheim meinen in die Reaktionsgefahr einstimmen zu müssen, während sie doch selbst am schlechtesten zufrieden wären, wenn sie ein solches Regiment haben müßten<sup>45)</sup>.

Seit meinem letzten Brief haben wir leider wieder Spital im Hause. Schon vor dem Neujahr war unsere Kleine unwohl u. hatte beständig Fieber. — — — Seit mehr als einer Woche ist es wieder so übel, daß es uns Allen sehr Angst macht<sup>46)</sup>.

---

In der Hoffnung, daß es bei Euch heiterer ausgehe, grüßt Dich und alle die Deinen

Dein L. L.

13.

Freitag, d. 1. Febr. (18)50.

Lieber Albert,

Unsere in meinem letzten Briefe erwähnte Angst hat sich leider nur zu sehr erwähret; diesen Nachmittag  $\frac{3}{4}$  3 Uhr ist unsere Anna an der Hirnwassersucht, die sich seit einigen Tagen in unwiderleglichen Symptomen pronunzirt hatte, verschieden, u. Gott sei Dank leichter, als wir vermutet hatten... Künftigen Montag, den 4. dieß. Vormittag 11 Uhr findet die Begräbniß statt. Unendlich würde es uns alle freuen, wenn Du der traurigen Feier beiwohnen könnest. Es ist zwar eine starke Zumuthung bei dieser Entfernung und in dieser Jahreszeit, aber Du weißt, wie wohl es Einem thut, bei solchen Anlässen Leute um sich zu haben, von denen man weiß, wie sie es mit Einem meinen. Sollte es Dir möglich sein zu kommen, so möchte ich Dich dann noch, besonders im Auftrage der Frau, ersuchen, Deinem Gotteli, das Du vor 7 Jahren zur Taufe getragen, auf dem Kirchhof das Leichengebet zu halten, das ich bei diesem Anlaß kaum über die Zunge bringen könnte...

Deinen lieben Brief erhielt ich heute Mittag u. werde Deine Fragen, die Du doch nicht Plagen nennen wirst, bestmöglich zu beantworten suchen, ob schon der Oberamtmann Gerber längst nicht mehr lebt.

Dein L.

14.

Solothurn, d. 16. Febr. (18)50.

Lieber Albert,

Du wirst Dich gewiß nicht wenig verwundert haben, ganz unerwartet mit Briefen von Apotheker Pfluger bombardirt zu werden<sup>47)</sup>), während Du von mir noch keine Zeile erhalten hast. Die Sache verhält sich so: Als ich vor einiger Zeit Herrn Pfluger auf dem Lesezimmer sah, dachte ich, der könnte mir Aufschluß über die fragliche Dornachergeschichte geben. Da der närrische Kauz nun nichts so gerne hat, als wenn man ihn zum Drakel macht, besonders, wenn er dazu noch in Berührung mit einem berühmten Manne kommen kann, ergriff (er) diese kostliche Gelegenheit mit allen Händen, wies mich zuerst an einige alte Subjekte, die ich eben nicht kannte, dann kam er selbst zu mir u. theilte mir den Einfall mit, an den Pfarrer von Dornach zu schreiben, den er sogleich ausgeführt u. auch Dir selbst angekündigt habe. Und heute sagte er mir, er habe Antwort von dort erhalten u. die Copie davon Dir sogleich übersandt. Dieß wäre nun alles schön u. gut, wenn Du nur nicht etwa glaubst, ich sei zu faul gewesen, Dir die Berichte selbst zu schicken. Die übergroße Dienstfertigkeit Herrn Pflugers ist mir leider zugekommen. Soviel ich aber aus seinem erhaltenen Berichte klug werden kann, hat die ganze Begebenheit ihren Werth und Reiz verloren, und scheint sich wenig mehr zu einer Erzählung zu schicken. Ein andermal schreibe Du drauf zu, ohne Dich durch die historische Kritik abschrecken

zu lassen. Wenn Alles wahr sein müßte, was derartiges erzählt wird, wir hätten wohl manche hübsche Erzählung weniger.

Ich hoffe, Du seiest am Montag vor 8 Tagen gesund u. wohlbehalten heimgekommen u. Dein lieber Freundschaftsdienst habe nicht etwa schlimme Folgen für Dich gehabt.

— — — — — — — — —  
Dein L. L.

15.

Soloth., d. 23. April (18)50.

Lieber Albert,

Vielen herzlichen Dank für Dein liebes Briefchen, das, wie alle Deine Mittheilungen immer, Festtag bei mir machte. Wie sehr es mich freut, meinen Jungen neben dem Deinigen unterbringen zu können, brauche ich wohl nicht zu sagen... Ich hoffe nämlich, Dein Albert werde Marx vor dem Verkrämmern u. Verphilistern bewahren u. ihm den Sinn für Humanoria über dem Einmaleins nicht ersterben lassen<sup>48</sup>). ...

Die Bernerzeitung hat heute den Bericht der Nationalratswahlen gebracht, der nicht gut ausgefallen ist. Zwar hat mir Blösch vor einigen Wochen schon gesagt, das Emmenthal stehe nicht gut; aber vom Oberlande hätte ich besseres erwartet. Die Lützelflüber hingegen haben ihrem Seelenhirten Ehre angethan. Wenn das Resultat jetzt nur nicht etwa schlimmen Eindruck macht u. die Wahlen vom 5. (Mai) verdikt<sup>49</sup>). Blösch sagt zwar, er wünsche eher eine starke Minorität als die Majorität. Be-

greiflich, denn es wäre nicht bequem, jetzt aufzuräumen. Auf jeden Fall kann man sicher sein, daß nicht mehr so werde regiert werden. Aber wenn es nicht schon der Sache wegen wäre, so würde mich ein Sieg der Nassauer<sup>50)</sup> um des Triumphgeschreis willen ärgern, das die radikalen Blätter, das erbärmliche, arschleckende Solothurnerblatt à la tête anstimmen würden.

---

Dein L.

16.

Solothurn, d. 12. Dec. 1851.

Mein Lieber,

So eben langen Deine beiden „Geister“ mit dem freundlichen Briefe an<sup>51)</sup>, u. bevor ich noch anders als durch einen flüchtigen Blick mit jenen Bekanntschaft gemacht habe, u. also ein Urtheil über sie abgeben kann, fühle ich mich genöthigt, mit dem herzlichsten Danke dafür doch noch einmal zu sagen, daß Du mich durch diese Mittheilungen... ganz kaput machest; da ich so ganz außer Stande bin, irgendwie Gegenrecht zu halten, wäre es auch nur durch eine irgendwie competente Kritik. Du forderst mich zwar zu einer solchen auf; ich solle gegen das Politisiren losziehen, worüber ich schon mündlich u. schriftlich meine Meinung gegeben; aber Du hast diejenigen, die gegen dieses Politisiren wären, in der Vorrede so gewaltig heimgewiesen, daß einem die Lust zum Aufbegehren verginge, wenn man auch anderer Meinung wäre. Dies ist aber bei mir nicht der Fall u. ich muß mich mit Dir ganz einver-

standen erklären, wenn Du in einer Schrift, deren politische Tendenz schon auf dem Titel angekündigt ist, mit allen Waffen, die Du in Deinem Tintenfaß aufstreiben kannst, gegen den Radikalismus zu Felde ziehst. Was ich gegen das Politisiren in Deinen andern Schriften einzuwenden fand, war nur das, daß Du mitten in einer Geschichte, die mit der Politik nichts zu (tun) hatte, da u. dort einen Bengel nach dem Radikalismus schmissest, u. zwar so, daß die Leser, denen derselbe neben den Ohren vorbeisurrte, mehr aus ihrer Behaglichkeit herausgeschreckt wurden, als die, welche es treffen sollte, von dem Hiebe empfanden. Trittst Du nun aber, wie schon der Titel sagt, ex professo gegen den Radikalismus auf, so weiß man, was man ungefähr zu erwarten hat, u. je mehr Du auf das Ungethüm losschlägst, daß Fezen davonfahren, desto behaglicher wird man sich dabei fühlen. Ich freue mich daher gewaltig darauf u. habe nur auf die Erscheinung des 2. Th(ei)ls gewartet, um mir das Buch anzuschaffen, damit ich in der Lektüre nicht unterbrochen werde. Also nochmals meinen u. unser aller besten Dank dafür.

Ich war lebthin nahe daran, Dir zu schreiben, als die Münstification von Deiner Misshandlung in den Blättern erschien. Da ich aber die Nachricht zugleich mit dem Tags darauf erschienenen Zweifel daran erhielt, wartete ich noch sichereren Bericht ab, der dann zum Glück beruhigend aussiel. Hingegen bewähren sich eure Emmenthaler als wahre Fouchés, die auch die geringsten Handlungen und Gespräche erfahren, da sie sogleich wußten, daß wir den Rüetschi

zum Politisiren auf der Kanzel verleitet haben u. daß Du nebst dem Pseudo-Komissär Wyß Broschüren vertheilt hast. Da ist der alte Verhörrichter v. Wattenwyl nur ein Stümper gegen sie gewesen<sup>52)</sup>.

Ich denke, eure Radikalinski werden auch nicht wenig über die Geschichte in Paris geflucht haben. Mich freut aber die Sache insofern, als ich mir nicht denken konnte, wie Frankreich anders aus seiner fürchterlichen Lage hätte herauskommen können<sup>53)</sup>. Ich hatte mich aber schon lange in Betreff des gefürchteten 1852 damit getröstet, daß solche allgemein gefürchtete Zeitpunkte den Erwartungen, die man von ihnen hatte, niemals entsprechen, daß die Epoche machenden Ereignisse immer der menschlichen Berechnung spotteten. Was hat man nicht Alles von Louis Philipp's Tod erwartet, alle diplomatischen Gedanken waren seit Jahren auf dieses Ereignis gerichtet u. wie um die ganze Welt zum Narren zu halten, hat die Geschichte linksum gemacht u. der arme Tropf ist gestorben<sup>54)</sup>, ohne daß ein Hahn darnach gefräht hätte. So ist auch dem Jahre 52 einstweilen der Schrecken genommen.

---

Behalte für Dich selbst Gruß u. Dank vom ganzen Hause, besonders von Deinem L. L.

17.

Solothurn, d. 13. Jan. (18)52.  
Abends.

Mein Lieber,

Dein zweites Stück Zeitgeist kam gerade zu rechter Zeit, um mich den ersten Theil nicht nur mit

Muße auslesen, sondern mir auch einige Zeit zu lassen, mir den Eindruck etwas ins Klare zu bringen, den er auf (mich) gemacht. Und bevor ich nun noch den zweiten Theil angefangen habe, muß ich Dir mittheilen, was ich über den ersten denke, selbst auf die Gefahr hin, daß der zweite mein Urtheil umstoße. Es hätte dieß auch nicht viel auf sich. Ich war lange nicht recht mit mir Eins über den Eindruck, den ich beim Lesen empfand. Du hast — leider Gott — die Zustände unseres Volkes, so weit ich damit bekannt bin, — u. Du kennst sie noch besser, — nur zu wahr u. getreu geschildert. Diese schauderhafte Bodenlosigkeit des religiöß-sittlichen Lebens ist zum Erbarmen u. es wäre zum Verzweifeln, wenn man nicht wüßte, daß solche Verkehrtheit in sich selbst gerichtet ist u. nach dem Geseze der ewigen Weltordnung zu Grunde gehen muß, damit aus der Verwesung ein neues besseres Leben entspringe. So wie wir in der neusten Zeit erlebt haben, daß die natur- u. vernunftwidrige Uebertreibung liberaler Prinzipien im politischen Gebiete in das Gegentheil umgeschlagen ist, u. einem Regemente Platz gemacht hat, von dem man nur befürchten kann, daß es in Despotismus ausarte: so weist uns die Geschichte mehr als ein Beispiel auf, wie aus einer Verlotterung u. Verwesung des religiösen u. sittlichen Lebens sich ein desto schöneres, regeres religiöß sittliches Leben entwickelt hat. Das ist auch hier mein Trost. Das Bedürfniß der Religion ist der menschlichen Natur zu tief eingepflanzt, als daß es sich anders als nur momentan unterdrücken ließe. Aber freilich, dieser Trost darf uns nicht gleich-

gültig machen u. die Hände in den Schoß legen lassen. Es muß gegen das Elend gekämpft werden; u. vor allem aus muß der traurige Zustand ohne Beschönigung an den Tag gebracht werden. Bis dahin bin ich mit Dir vollkommen einverstanden, u. Du wirst mir glauben, daß ich das Elend nicht weniger schmerzlich empfinde, als irgendemand. Ich habe mir auch durch unverholenes Auftreten dagegen den Titel eines Erzpfaffen verdient. Worein ich mich nun aber nicht ganz finden kann, daß Du diesem verlotterten Unglauben immer nur den — ich weiß es nicht kürzer zu bezeichnen — kritiklosen Glauben entgegenstellst, einen Glauben, vor dem ich zwar allen Respekt habe, wo er sich in einem von keinen wissenschaftlichen Fragen berührten Gemüthe findet, aber mit welchem man durch bloßes Entgegenstellen gegen den Unglauben gegen diesen gewiß wenig ausrichtet. Ist einmal das Selbstbewußtsein u. mit ihm das Prinzip der Autonomie erwacht, so läßt sich dasselbe nicht mehr zu einem bloßen Autoritätsglauben zurückführen. Die abscheulichen Verirrungen und Auswüchse desselben lassen sich, wie mir scheint, nur dadurch beseitigen, daß man sich selbst auf diesen Standpunkt der Autonomie stellt, u. den Leuten klar unter die Nase hält, daß sie in ihrem fleischlichen Unglauben u. in ihrem wüsten politischen Treiben im Widerspruch mit dem Prinzip stehen, das sie zu vertreten meinen, daß sie in ihrem Unglauben, in ihrer sittlichen Roheit gerade unter einem fremden Gesetz stehen. In den alten kritiklosen Glauben bringt man keinen zurück, der einmal von dem Baume der Erkenntniß gegessen. Hin-

gegen habe ich schon öfter erfahren, daß solche, die sich z. B. in den alten Wunderglauben nicht mehr finden konnten, oder die durch das, was sie von wissenschaftlichen Streitfragen vernommen hatten, in ihrem Glauben irre geworden sind, es dankbar aufgenommen haben, wenn man, auf ihren Standpunkt sich stellend, ihnen das eigentliche Wesen der Religion u. des Christenthums verständlich gemacht hat. Freilich bei Solchen, bei denen der Unglaube aus sittlicher Verworfenheit entspringt, schlägt das nicht an; aber auch alles Andere nicht; die können nur durch die göttliche Zuchtruthe herumgebracht werden. Darum, glaube ich, sollte man in der Polemik gegen den Unglauben mehr diejenigen berücksichtigen, die denselben nicht aus Un-sittlichkeit verfallen sind, sondern deswegen, weil sie das im Zeitgeist liegende Prinzip der Autonomie oder der Subjektivität mit dem im Christenthum, wie sie es kennen gelernt, gegebenen, (der) Objektivität nicht zu vereinigen wissen. Wie dieses nun in einer Volks-schrift, wie die Deinen, zu bewerkstelligen wäre, ja, das weiß ich nicht. Die Schilderung des Benehmens des Ankenbenz im blauen Schimmel ist ganz naturgetreu<sup>55</sup>). Es versteht sich von selbst, daß der nicht mit den Andern philosophiren, sondern ihnen nur seinen schlichten Glauben entgegenstellen konnte. Aber es hinterließ mir doch einen unangenehmen Eindruck, daß die Bursche in ihrer vermeinten Aufklärung nicht mit ihren eigenen Karten abgetrümpft worden sind, u. daß Benz fast wie ein Besiegter das Schlachtfeld verließ. Ich dachte mir, ob nicht etwa der Pfarrer oder ein Vikar oder ein Arzt sich etwa

dem Unglauben hätte entgegenstellen können auf eine Weise, daß die Leute hätten einsehen müssen, daß er von der Aufklärung wenigstens so viel verstehe als sie.

Den 16. Abends.

Um wieder auf mein gestriges Kapitel zurück zu kommen, so will ich nur noch bemerken, daß mir auch die Disputation über Zellers Berufung am Schlusse des ersten Bandes u. am Anfang des zweiten, den ich gestern noch im Bett zur Hand genommen, nicht ganz zusagt<sup>56)</sup>); nicht nur, weil ich, wie Du weißt, mit dieser Berufung einverstanden war, wenn auch in ganz anderem Sinn als dem der damaligen Regierung, welcher er ja zuletzt ein Pfaffe wurde, sondern, weil ich nicht einsehe, wozu diese Disputation nützen solle. Ankenbenz u. seine Ge- nossen räsonnieren von ihrem Standpunkt aus ganz richtig; u. ich habe die Gesinnung, aus welcher die Protestationen gegen Zeller ausgingen, öffentlich u. privatim tausendmal höher gestellt, als die derer, welche ihn beriefen; denn wie hätten die Laien wissen sollen, daß in den kritischen Ansichten kein wesentlicher Unterschied zwischen Luz, Schneckenburger, de Wette, Schweizer, Schleiermacher u. Zeller sei<sup>57)</sup> u. daß man entweder die wissenschaftliche Kritik ganz verbieten, oder sie ihren Gang gehen lassen müsse. Aber ich glaube nicht, daß durch dieses Räsonnement des Ankenbenz u. seiner Frau irgend jemand seine Überzeugung ändern würde, weder die, welche es aus rein wissenschaftlichen Gründen mit

Zeller halten, noch die, welche meinten, er werde ihnen das goldene Kalb des Fleisches aufrichten helfen. Ich fürchte vielmehr eine solche Behandlung der Sache, wie Du sie in der Beschreibung der Käsegesellschaft im Bade gibst, so trefflich u. naturretreu sie ist, könnte, weil sie doch nicht mehr im Gebiete des harmlosen, die Sache unobjektiv behandelnden Humors liegt, nur dazu veranlassen, eine an sich ehrenwerte Sache dem profanen Gespölle auszusetzen.

— Diese Bemerkungen sollen Dir nur zeigen, welchen Eindruck ungefähr das Buch auf mich gemacht hat. Dass es wie alle andern so fesselt u. hinreißt, dass man es einmal in die Hand genommen, nicht mehr ablegen kann, das brauche ich nicht erst zu sagen. Empfange also auch für diesen zweiten Theil meinen verbindlichsten Dank.

---

Dein L. L.

### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Johann Ludwig Lindt (1809—1857) hatte Theologie studiert, 1833—1835 war er Lehrer der alten Sprachen am Progymnasium in Biel, 1835—1857 Pfarrer an der neugegründeten reformierten Gemeinde in Solothurn. 1833 hatte er sich mit Carolina Catherina Elias (1815 bis 1908) verheiratet. Ihre Mutter war Elisabeth Johanna Margaretha Elias geborene Höpfner aus Biel (1792—1857), seit 1813 verheiratet mit Heinrich Phokion Elias (1782—1854).

Ueber die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Hause Bikius und dem Hause Lindt, sowie über die Familien Bikius, Lindt und Elias orientieren Rudolf Hunziker in „Aus Jeremias Gotthelfs Frühzeit“, im Berner Taschenbuch auf das Jahr 1926 und Hedwig Wäber

in „Familienbriefe Jeremias Gotthelfs“, erschienen bei Huber & Co.

<sup>2)</sup> Marie Henriette Bikius (10. November 1834 bis 26. August 1890). Sie verheiratete sich 1855 mit Karl Ludwig Rüetschi (1822—1867), Pfarrer in Sumiswald.

Elisabeth Bikius geborene Kohler (1767—1836), seit 1796 mit Pfarrer Sigmund Bikius (1757—1824) verheiratet.

<sup>3)</sup> Wer das Fräulein von Wattenwyl ist, habe ich nicht feststellen können.

<sup>4)</sup> Gotthelfs Gattin, Henriette Zeender (1805—1872), und seine Stiefschwester Marie (1788—1868).

<sup>5)</sup> Ein Sylvestertraum, im Dezember 1841 erschienen bei Beyel in Frauenfeld.

<sup>6)</sup> Alpina, Schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur, herausgegeben von A. Hartmann, F. Kutter und G. Schlatter. Erster (und einziger) Jahrgang 1841, Solothurn, Verlag von Tent & Gackmann. Der erste Jahrgang brachte von Gotthelf die Erzählung „Wie Joggeli eine Frau sucht“.

<sup>7)</sup> „Uli der Knecht“, erschienen 1841 bei Christian Beyel, Frauenfeld.

<sup>8)</sup> Sädel = Sisstangen oder Sprossen für Hühner und Vögel, d'Sädel gehen = zur Ruhe gehen, sädeln = sich setzen.

<sup>9)</sup> Karl Friedrich Burdach (1776—1847) aus Leipzig, Professor der Anatomie und Physiologie in Dorpat und Königsberg, Verfasser mehrerer naturwissenschaftlicher Werke.

<sup>10)</sup> Ludwig Tent, von Safenwyl und Solothurn (1810—1867), Buchdrucker und Verleger, bei dem mehrere Werke Gotthelfs herauskamen.

<sup>11)</sup> taub = böse, zornig.

<sup>12)</sup> Ursprünglich hatte Gotthelf für das Buch: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern ergeht“, den Titel: „Wie es Hansli mit dem Doktern ergeht“, vorgesehen. Der erste Band von Anne Bäbi Jowäger erschien im März 1843, der zweite im Mai 1844 bei Tent & Gackmann in Solothurn.

<sup>13)</sup> Gotthelfs sämtliche Werke V, 55, 56. Der Brief des „frommen Frutigers“ findet sich im „Intelligenzblatt für die Stadt Bern“, 24. Februar 1843.

<sup>14)</sup> „Der letzte Thorberger“, erschienen 1843 im dritten Bändchen der „Bilder und Sagen aus der Schweiz“,

bei Jent & Gassmann in Solothurn. Die Erzählung sollte in „England“ vorgelesen werden, nämlich an einem Leseabend der Familie Lindt mit dem in Solothurn lebenden Chevaar Thomas aus London und dessen drei Töchtern.

<sup>15)</sup> Das vierte Bändchen der „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, erschienen 1844, bringt den zweiten Teil der Erzählung „Geld und Geist“ oder „Die Versöhnung“. Der Liebeszank, von dem Lindt spricht, ist der Zank zwischen den beiden Liebesleuten Resli und Annemareili. Gotthelfs Sämtliche Werke VII, 151, 187 ff.

<sup>16)</sup> Anton Eduard Kistler (1810—1891; 1836 ins Pfarramt aufgenommen, 1837—1847 Vikar und 1849—1891 Pfarrer in Bolligen) hatte gegen eine 1843 in Biel erschienene Broschüre Lindts: „Ueber das Missionswesen, ein Gegenwort gegen die Missionspredigt des Herrn Vikar Güder in Biel von einem Kulturfreunde“, eine Antwort geschrieben: „Auch ein Wort über die christliche Mission zur Erwiderung auf einen Angriff gegen die Missionspredigt des Herrn Vikar Güder in Biel“. Bern 1843. Dies veranlaßte Lindt zur Veröffentlichung seiner „Antwort an Herrn Vikar Kistler auf sein Wort über die christliche Mission von dem Verfasser des Gegenwortes gegen die Missionspredigt des Herrn Vikar Güder, Bern 1844“. Siehe auch unten, Lindts Brief vom 28. Februar 1844.

<sup>17)</sup> Am 7. Januar 1844 schreibt Gotthelf an Emilie Graf von dem Besuche eines „verlaufenen Literaten“, siehe: „Familienbriefe Jeremias Gotthelfs“, S. 43.

<sup>18)</sup> Gotthelfs Sämtliche Werke, VI, 210.

<sup>19)</sup> Gotthelfs Sämtliche Werke, VI, 186, 187.

<sup>20)</sup> Die Antwort Gotthelfs an Lindt hat sich nicht erhalten, hingegen schreibt er in einem Briefe vom 4. April 1844 an seinen Freund Hagenbach (Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf von Hagenbach, ihr Briefwechsel aus den Jahren 1841—1853, herausgegeben von Ferdinand Bitter, S. 38): „Mit dem Verfasser, mir nahe verwandt und befreundet, habe ich Streit darüber, er hat zu rücksichtslos eingehauen und hat andern weh gethan unnöthigerweise, hat das verfluchte Wort Kultur gebraucht... Der Herr Bitter will mir noch nicht glauben, und ich wollte, er behielte recht, zweifle aber daran.“

Siehe auch den Brief Gotthelfs an Frau Pfarrer Lindt vom 30. Januar 1844, in „Familienbriefe Jeremias Gotthelfs“, S. 93.

<sup>21)</sup> Albrecht Ryß (1796—1860), seit 1841 Pfarrer in Uekenstorf.

<sup>22)</sup> Karl Bernhard Wyß (1798—1870), Pfarrer in Bümpliz, 1845 Dekan des Berner Kapitels. Von 1825 bis 1834 Professor der praktischen Theologie an der Akademie in Bern, wurde er bei der Gründung der Universität, seiner orthodoxen Richtung wegen, übergangen und erst 1847 wieder gewählt.

<sup>23)</sup> F = Füdi = der Hintere. Eine Phantasie wie ein Käfers Füdi; trocken wie ein Käfers Füdi bedeutet einen gänzlichen Mangel an Phantasie.

<sup>24)</sup> „Jakob des Handwerksgesellen“ Wanderungen durch die Schweiz, Zwickau. Eigentum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfreier Volkschriften; erster Teil erschienen 1846.

<sup>25)</sup> Die infolge der im Herbst 1844 und 1845 aufgetretenen Kartoffelkrankheit eingebrochene Hungersnot.

<sup>26)</sup> Peter Felber (1805—1872), von 1835—1849 Redaktor am „Solothurner Blatt“, 1841 solothurnischer Regierungsrat, 1849—1872 Chefredaktor an der „Neuen Zürcher Zeitung“.

<sup>27)</sup> Kohli = schwarzes oder dunkelbraunes Pferd, den Kohli walten lassen, sprichwörtliche Redensart für = den Dingen ihren Lauf lassen.

<sup>28)</sup> In der Sitzung des bernischen Grossen Rates vom 13. November 1846 wurde die Frage der Entschädigung und Wiedereinsetzung des ehemaligen deutschen Flüchtlings Wilhelm Snell aus Nassau (1789—1851), der 1845 im Zusammenhange mit dem Freischarenzuge seiner Stellung als Professor des Rechts an der Universität Bern enthoben und verbannt worden war, beraten.

Alexander Funk von Nidau (1806—1871; 1837 Grossratspräsident, 1846 Präsident des Verfassungsrates und des Regierungsrates, 1848 Präsident der Tagssitzung), zu den gemägigten Mitgliedern der radikalen Partei gehörend, musste als Präsident des Regierungsrates den Antrag der Bittschriftenkommission in ablehnendem Sinne behandeln. Er wurde deshalb auf dem Heimweg von Jakob Stämpfli (1820—1879), dem späteren Bundesrat, Führer der Radikalen und Schwiegersohn Snells, in beleidigender Weise zur Rede gestellt. In der Mitternachtsstunde vom 14. auf den 15. November wurde Funk von Studierenden der Hochschule und Anhängern Snells eine Rächenmusik gebracht. Die Klubs oder Volksvereine waren

eine Gründung Jakob Stämpflis aus dem Jahre 1845, ihre Aufgabe war die Verbindung aller freisinnigen Kräfte im Kanton.

<sup>29)</sup> „Der Bauernspiegel“ oder „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf“, 1837 erschienen bei Langlois in Burgdorf.

<sup>30)</sup> Im Herbst 1847 erschien der zweite Teil von „Jakob, des Handwerksgesellen Wanderungen“.

<sup>31)</sup> Am 18. Oktober war die Tagsatzung in Bern zu den letzten Verständigungsversuchen mit den Sonderbundskantonen zusammengetreten; am 24. Oktober erfolgte die Kriegserklärung.

<sup>32)</sup> Lindt braucht die deutschen Bezeichnungen Peterlingen und Biwis für die waadtländischen Städtchen Payerne und Vevey. Elise ist Lindts älteste Schwester (1801—1874), die Witwe des Kaufmanns Johannes Kummer aus Limpach, seit 1839 Bürger von Bern.

<sup>33)</sup> Erste König XVII, 10—16.

<sup>34)</sup> Käthi, die Großmutter, Berlin, Verlagsbuchhandlung des allgemeinen deutschen Volkschriftenvereins; M. Simion, Jul. Springer.

<sup>35)</sup> Alexander von Humboldts (1769—1859) Hauptwerk, dessen zwei erste Bände 1845 und 1847 erschienen.

<sup>36)</sup> Die „Biblische Dogmatik“ von Johann Samuel Luk aus Bern (1785—1841, Professor für alt- und neutestamentliche Exegese an der Berner Akademie und dann an der neugegründeten Universität) war 1847 von Rudolf Rüetschi (1820—1903; 1848 Pfarrer in Trub, 1853 in Kirchberg, 1867 am Münster in Bern und Professor hon. causa) herausgegeben worden.

<sup>37)</sup> Uli, der Pächter, erschienen 1849 bei Julius Springer in Berlin.

<sup>38)</sup> Kriegstetten ist ein ungefähr vierzig Minuten südöstlich von Solothurn gelegenes Dorf, in dessen heute nicht mehr bestehender Kuranstalt Frau Pfarrer Lindt jeden Sommer einige Wochen zubrachte.

<sup>39)</sup> Zur Bekämpfung des Defizites der bernischen Staatsrechnung im Jahre 1848 beabsichtigte die radikale Regierung unter Jakob Stämpfli u. a. die Einführung einer neuen Kircheneinteilung und die Änderung des Besoldungsgesetzes der Geistlichen. Vor allem aber sollten die dem bernischen Staate gehörenden Kirchen- und Pfarrgüter, die sogenannten Pfrundgüter, eingezogen und von den Pfarrhäusern weg verkauft werden. Eine Anzahl Geist-

licher, unter ihnen auch Gotthelf, hatten beschlossen, eine Vorstellung bei der Regierung einzureichen, da sie von dieser Maßregel eine Schwächung der kirchlichen Gemeindeverhältnisse befürchteten. Auch über den Mangel einer Kirchenverfassung und eines Kirchengesetzes hatte sich die Geistlichkeit schon lange beklagt. Zwar hatte die Verfassung von 1831 die Rechte der bestehenden, evangelisch-reformierten Landeskirche gewährleistet, aber sie hatte so wenig wie später die Verfassung von 1846 die alte, seit der Reformation eingeführte Kirchenverfassung anerkannt. 1830 schon und wieder 1846 hatte die Geistlichkeit Petitionen zur Einführung einer auf presbyterianischen Grundsäcken ruhenden Landeskirche eingereicht, aber erst 1852 wurde der beim Regierungswechsel 1850 noch einmal vorgelegte Entwurf vom Großen Rat auf eine Probezeit von zwei Jahren angenommen. Xaver Stockmar von Pruntrut (1797—1864; 1835 Regierungsrat, 1846 Verfassungsrat, Regierungsstatthalter in Pruntrut, 1854 Nationalrat) war in einer Jesuitenanstalt erzogen worden. Der „Schweizerische Beobachter“ war eine Zeitung der konserватiven Kreise.

<sup>40)</sup> Dr. Dorbach der Wühler und die Bürglerherren, erschienen 1847 in Leipzig bei Gustav Müller.

<sup>41)</sup> Gotthelfs Sämtliche Werke, XX. 22 ff.

Lengnau ist ein bernisches Dorf, Grenzen und Selzach sind solothurnische Dörfer, alle drei am Fuße des Jura und an der großen Straße von Biel nach Solothurn gelegen. Der weiter unten gebrauchte Ausdruck Wütisheer ist das Wotansheer oder die wilde Jagd.

<sup>42)</sup> Die im Jahre 1848 aus den umliegenden Nachbarstaaten in die Schweiz geflüchteten Freiheitskämpfer hatten Biel zu einem Hauptherd der revolutionären Propaganda gemacht. In einer mit dreihundert Unterschriften versehenen Adresse ersuchten am 11. Dezember 1848 die Bieler den Bundesrat, dem Treiben der Flüchtlinge in Biel zu steuern, „ansonst das Volk sich bewegen finden könnte auf die bezeichnete Gesellschaft ihren eigenen Wahlspruch „Hilf Dir“ anzuwenden und Stadt und Land von solchen Gästen zu reinigen“.

<sup>43)</sup> Ludw. Lichem von Lüterkofen, einem im protestantischen Teil des Kantons Solothurn gelegenen Dorf, stand schon vor der Revolution in französischen Diensten und war zur Zeit der Mediation Hauptmann des zweiten Schweizerregiments im napoleonischen Heer. Er wurde

1798, zur Zeit des Einfalls der Franzosen in die Schweiz, von Schloß Thierstein als Kommandant nach Dornach befehligt. Oberamtmann des Schlosses Dornach war damals nicht mehr Joseph Anton Xaver Gerber (1749 bis 1821), sondern Franz Ludwig Xaver Joseph Gyger von Solothurn, 1761—1812. Das Schloß Dornach wurde am 1. März 1798 von den Franzosen berannt und eingenommen.

<sup>44)</sup> Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz, Verlag von Julius Springer, Berlin. Die beiden ersten Bände erschienen 1850. Kurt von Koppigen ist die erste Erzählung des zweiten Bandes, Elsi, die seltsame Magd und Michels Brautschau (die Lümmelmajestät Michel) befinden sich beide im ersten Bande der Erzählungen. Die erwähnten Ortschaften sind Schauplätze der Abenteuer Kurts von Koppigen. Koppigen liegt im bernischen Oberaargau, dem Grenzgebiet gegen den Kanton Solothurn, Nenz, Flumenthal und Halten im Kanton Solothurn selbst.

<sup>45)</sup> Für den Frühling 1850 stand eine Talerneuerung der bernischen Behörden bevor. Schon im Herbst 1849 hatte eine, mit den ersten Monaten des Jahres 1850 noch zunehmende politische Agitation begonnen.

<sup>46)</sup> Anna Lindt (4. Oktober 1842—1. Februar 1850), das Patenkind Gotthelfs.

<sup>47)</sup> Anton Joseph Pfluger von Solothurn (5. Oktober 1779—4. Oktober 1858), Apotheker und Naturforscher. Lindt traf Pfluger im Lesezimmer der 1808 von Robert Gluz gegründeten literarischen Gesellschaft von Solothurn.

Pfarrer von Dornachdorf war 1850 Joseph Probst von Mümliswil (1786—1870).

<sup>48)</sup> Lindts ältester Sohn Marx (1834—1907), der in Bern Handelslehrling war und der zur Vollendung seiner Gymnasialstudien in Bern lebende Sohn Gotthelfs, Albert Bikius (1835—1882), wohnten beide bei Verwandten Gotthelfs, der Familie Studer-Osterrieth.

<sup>49)</sup> Die Bernerzeitung, das Organ Jakob Stämpfli, brachte am 23. April 1850 das Wahlergebnis der Nationalratswahlen aus dem Emmental und Oberland. In beiden Gebieten hatte der Kandidat der radikalen Partei die Stimmenmehrheit erhalten. Einzig das Dorf Lüzel- flüh im Emmental hatte für den Kandidaten der Konservativen gestimmt. Am 5. Mai 1850 sollten die Wahlen für die bernischen Behörden stattfinden. Fürsprecher

Eduard Eugen Blösch von Biel (1807—1866; 1838—1854 und 1864—1866 des bernischen Grossen Rates, 1841 Landammann oder Grossratspräsident, 1851 Nationalrat, 1854 Präsident des Bundesgerichtes, 1858 Präsident des Nationalrates) war das Haupt der konservativen Partei.

<sup>50)</sup> Uebername der radikalen Partei nach den beiden aus Nassau stammenden Brüdern Ludwig und Wilhelm Snell.

<sup>51)</sup> „Zeitgeist und Bernergeist“, Verlag von Julius Springer, Berlin. Der erste Teil erschien Mitte Dezember 1851, der zweite Teil einen Monat später.

<sup>52)</sup> Eine Korrespondenz aus dem Emmental vom 22. November 1851, daß Pfarrer Bikius unweit von Zollbrück von einer radikalen Bande angefallen und mishandelt worden sei, durchlief am 25. und 26. November die Zeitungen und wurde am 27. und 28. November dementiert. Das „Thunerblatt“ vom 1. November 1851 berichtet, Pfarrer Bikius habe drei Mal und einmal sogar in Begleitung von „Dotations-Wyß“ in Affoltern im Emmental Broschüren verteilt, „um im Namen der Religion der Liebe durch Verleumdung politischer Gegner Hass und Zwietracht zu säen“. Wyß ist Abraham Rudolf Wyß (1792 bis 1854), 1817—1832 Ober-Lehenskommisär der Stadt Bern, 1824—1832 und 1850—1854 bernischer Grossrat, 1831 Verfassungsrat. Dotations-Wyß wird er genannt, weil er in der sogenannten Dotationsfrage mehrere Broschüren geschrieben hatte, in denen er der damals von neuem erhobenen und ungerechtfertigten Anschuldigung der radikalen Partei, die alten Geschlechter Berns hätten sich 1798 aus dem Staatsschatz bereichert, entgegengrat.

Rüetschi ist der Pfarrer von Sumiswald, der spätere Schwiegersohn Gotthelfs. Der Verhörrichter v. Wattenwyl ist Karl Ludwig v. Wattenwyl (1779—1855), gewesener Obergerichtspräsident, 1814—1830 des bernischen Grossen Rates.

Joseph Touqué (1763—1820), Mitglied des Conventes, wurde von Napoleon I. 1804 an die Spitze der französischen Polizei gestellt.

<sup>53)</sup> Der Staatsstreich Louis Napoleons vom 2. Dezember 1851.

<sup>54)</sup> Louis Philippe, 1830—1848 König von Frankreich, war am 26. August 1850 in Claremont bei Windsor in England gestorben.

<sup>55)</sup> Gotthelfs Sämtliche Werke XIII, 192 ff.

<sup>56)</sup> Gotthelfs Sämtliche Werke XIII, 256 ff.

<sup>57)</sup> Luk, siehe Anmerkung 36.

Der Württemberger Mathias Schneckenburger (1804 bis 1848) war 1834 als Professor der Kirchengeschichte und Dogmatik an die Universität Bern berufen worden. Christian Martin Leberecht de Wette aus Ulla bei Weimar (1780—1842) kam als Professor der Theologie nach Basel. Der Zürcher Alexander Schweizer (14. März 1808—10. August 1888), ein Studienfreund Lindts, war erst Pfarrer am Grossmünster in Zürich und dann Professor der Exegese an der dortigen Universität. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher 1768—1834.

Die Berufung Dr. Eduard Zellers aus Tübingen im Frühjahr 1847 zum Professor der Theologie an die Universität Bern hatte Anlaß zu einer heftigen Volksbewegung gegeben.

---

\*